

# No. 445. Wien, Donnerstag den 23. November 1865

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse  
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

23. November 1865

## 1 Concerte.

Ed. H. Zu den genußreichsten Concerten, welche die rasch anschwellende Saison bereits gebracht, zählen wir das „zweite Philharmonische“. Fräulein Auguste — sie Kolar hat den Vortritt als Dame und Gast — spielte darin Men'sdelssohn G-moll-Concert mit einem Erfolg, wie er so glänzend in den clavierfeindlichen Räumen des Hofoperntheaters nur selten vorgekommen ist. Ihr Vortrag war von makelloser Reinheit, Sicherheit und Glätte, ein leichter Glanz lag wie Goldstaub darüber. Fräulein gehört unter den Kolar Virtuosen nicht zu den imposanten oder blendenden, sondern zu jenen still erfreuenden, die mit leiser, aber sicherer Hand fesseln. Ihre feine und eigene Empfindung stellt sie keinen Augenblick durch Schminke oder Uebertreibung in Zweifel. Das Gefühl erscheint bei ihr stets unter dem Einfluß des musikalischen Verstandes, und verfällt niemals jener haltlosen, in lauter Rubatos und kleinen Accenten zerschmelzenden Weichlichkeit, welche leider die „Weiblichkeit“ am Clavier zu repräsentiren pflegt. Viele Bravourstellen des Mendelssohn'schen Concertes sind auf eine größere Kraft berechnet und klingen unter Männerhänden imposanter; trotzdem könnten wir nicht sagen, daß der Mangel an Schallkraft uns irgendwo gestört, aus der Stimmung gebracht hätte. Der Grund liegt in der feinen Ausgeglichenheit und inneren Harmonie der ganzen Leistung. Fräulein gab dem Tonwerk den Kolar wahren Ausdruck, der sich im Allegro weder zu einer Leidenschaft aufreizt, die Mendelssohnfremd ist, noch in dem ruhigen Strom des Andante sich inhaltslos verliert. Mehr als einmal unterbrach ihr Spiel jenes zufriedene Gemurmel der Hörer, welches das schönste Accompagnement für den Spieler ist; zum Schluß wurde die junge Künstlerin, deren anmuthvolle Bildung und Bewegung auch nicht gerade abschreckend wirken, drei- oder viermal stürmisch gerufen. Das Mendelssohn'sche G-moll-Concert selbst haben wir diesmal, nach einer wohlthuenden Pause von mehreren Jahren, mit Vergnügen und Bewunderung wieder gehört. Vor einem Decennium noch erfüllte uns eine wahre Furcht davor, glaubte man doch bereits, die Claviere im Conservatorium spielten es von selbst. Nun haben wir die nöthige Empfänglichkeit für ein Werk wiedergewonnen, das unter Mendelssohn's Clavier-Compositionen ohne Frage obenan steht und als Concertstück wenige seinesgleichen hat.

Beethoven's Fest-Ouverture op. 124 („Weihe des Hauses“), eine der schwierigsten Orchester-Aufgaben und dadurch zu des Meisters Lebzeiten eine seiner härtesten Prüfungen, wurde mit vollendeter Virtuosität ausgeführt. Die Pariser, welche mit so viel Stolz auf den „premier coup d'archet“ ihrer Conservatoires-Concerte lauschen, hätten vor diesen blitzartig einschlagenden Eröffnungs-Accorden gehörigen Respect bekommen. Was die Ouverture selbst betrifft, so konnte das Josephstädter Theater (zu dessen Eröffnung im Jahre 1822 sie bekanntlich geschrieben ist) in erlauchterer

Weise gewiß nicht eingeweiht werden. Ihre Großartigkeit in Styl und Dimensionen läßt kaum vermuthen, daß es sich dabei um eine kleine Vorstadtbühne handelte, und das komische Mißverständniß, der „Fétis' die Weihe des Hauses“ mit „*dédicace du temple*“ übersetzte, erscheint in dieser Hinsicht so ganz unvernünftig nicht. Bei all ihrer grandiosen Haltung hat übrigens die „Fest-Ouverture“ weitaus nicht die frei und üppig dahinströmende Ideenfülle der Ouverturen zu „Egmont“, „Coriolan“, „Fidelio“ und „Leonore“; vielmehr bestätigt sie sammt ihrer kleineren Vorläuferin („Na“ op. 115), daß mensche in allen Beethoven Gelegen-Compositionen einen gedrückteren, mühsameren Flugheits nimmt, als gewöhnlich. — Mit herzlichem Behagen ließen wir hierauf jugendlich-romantische „Schubert's Ouverture“ an uns vorüberziehen. Sie war es nicht, zu Fierabras die ihn unsterblich gemacht, aber es ist doch ein Unsterblicher, der aus ihr spricht. Das Concert schloß mit Schumann's überaus reizender D-moll-Symphonie. Noch immer verfallen hin und wieder Kritiker (auch Wiener) in den unbegreiflichen Irrthum, diese Symphonie für eine der letzten Compositionen Schumann's, ja sogar als einen Vorboten seiner verhängnißvollen geistigen Verdüsterung anzusehen. Wer zu hören versteht, muß doch sofort innerwerden, daß zu der bezaubernden Klarheit und Heiterkeit dieser Musik die Opuszahl 120 und die Symphonien-Nummer 4 nicht stimmt. In der That ist die D-moll-Symphonienur in Folge späterer (hauptsächlich die Instrumentirung treffender) Umarbeitung (1851) in dieser Reihung herausgegeben worden; componirt ist sie bereits im Jahre 1841, unmittelbar nach ihrem frühlingsduftigen Seitenstück, der B-dur-Symphonie.

Das Werk stammt demnach aus der glücklichsten Epoche von Schumann's Leben und Schaffen und spiegelt diesen Blumenflor der Jugend wie in einem hellen, glitzernden Wasserspiegel. Was den Total-Eindruck der Symphonieetwas beeinträchtigt, ist die mitunter undurchsichtige und im Verhältniß zu den Motiven schwerfällig drückende Instrumentirung des letzten Satzes. Liest man denselben in der Partitur, oder spielt ihn vollends auf dem Clavier, so denkt man sich ihn rascher, feiner und flüchtiger, als er im Orchester klingt und selbst bei der allerbesten Aufführung herauskommen kann. In der Romanze trat Herrn Hellmesberger's Geige gar reizend hervor. Wie weiß dieser Künstler jedes Solo, auch das kleinste, so graziös an die Oberfläche zu bringen und dem Hörer eingänglich zu machen! Wer wollte mit ihm rechten, wenn es manchmal den Anschein gewinnt, als hörte man zuerst Hellmesberger und dann den Componisten? So war denn der Eindruck des ganzen „Philharmonischen Concertes“ der allerbefriedigendste und der einstimmige Beifall, mit welchem das Publicum auch diesmal wieder den verdienstvollen Capellmeister nach jeder Nummer aus Dessoffzeichnete, ebenso lebhaft als begründet.

In der Concert-Chronik der verflossenen Woche wäre noch Herrn zweite Quartett-Soirée zu verzeichnen, in Laub's welcher Fräulein Marie das Geisler Mendelssohn'sche D-moll-Trio mit großem Beifall vortrug. Sodann die alljährliche St. Leopolds-Akademie (15. November) im Hofoperntheater, welche diesmal vor einem schwach besetzten und etwas übellaunigen Hause stattfand. Weder interessante Esser's und gediegene Orchestersuite (sie hat ein Schwesterlein bekommen, auf dessen Bekanntschaft wir uns herzlich freuen), noch „Mendelssohn's Lobgesang“ mit Frau Dustmann und Herrn in den Solopartien, weder Herr Walter Laub noch Frau vermochten jene „angenehme Tem Gabillonperatur“ der Zustimmung zu erzeugen, welche der preußische Kriegsminister im Herrenhause so erquickend fand. Der Wohlthätigkeitssinn der Wiener hat sich gewiß nicht überlebt, aber von den Wohlthätigkeits-Akademien glauben wir es.

Die „Stiftungs-Liedertafel“ des Akademischen Gewar glücklicher, sie versammelte ein großes Publisangvereinscum und amusierte es aufs beste. Zwar hatte das Programm an seiner wichtigsten Stelle ein polizeiliches Leck bekommen, durch das Verbot von witziger und Engelsberg's melodienreicher Humoreske: „Der Landtag“. Trotzdem hieß das Publicum den dafür substituirten „Doctor Heine“ von als einen stets

gerngesehenen Freund will Engelsbergkommen. Herr Chormeister leitete die Pro Weinwurmduction mit Eifer und Gewandtheit. Seiner Thätigkeit ist es vorzüglich zu danken, wenn der Akademische Gesangverein, von all seinen zahlreichen Collegen der einzige, neben dem „Wiener Männergesang-Verein“ eine gewisse respectable Stellung einnimmt. Dies Resultat wiegt doppelt schwer, wenn man die eigenthümlichen Hindernisse erwägt, gegen welche Herr Weinwurm zu kämpfen hat. Sein Sängerpersonal ist kein stabiles, es wechselt in fortwährender Erneuerung. Kaum haben die jungen Sänger die erwünschte Schulung und Sicherheit erlangt, so schlägt die Abschiedsstunde ihrer Universitätszeit, und sie ziehen als Aerzte, Advocaten, Beamte davon, um neuen, erst zu drillenden „Füchsen“ den Platz zu räumen. Wie wir auf unsern Kirchenhören die Sängerknaben und diese ihre Sopran- und Altstimmen dann verlieren, wann beide am tüchtigsten geworden, so raubt alljährlich eine Art sociale Mutation dem Akademischen Gesangverein seine besten Tenore und Bassisten. Außerdem gibt jedem Sängerbund die steigende Concurrenz immer mehr zu schaffen. Als in Oesterreich die verspätete und verbotene Frucht der Gesangvereine gereift war, wurde sie mit Jubel begrüßt und vermehrte sich bald auf das erstaunlichste. Diese Beliebtheit erzeugte eine Menge Liedertafeln; jetzt beginnt die Menge der Liedertafeln deren Beliebtheit zu untergraben. Der Männergesang wurde zur wuchernden Schlingpflanze; je mehr Flächenraum sie in Besitz nahm, desto augenfälliger ward dies Mißverhältniß zu ihrem von Natur und Kunst so engbegrenzten musikalischen Gebiet. hat eine ganze Wien Musterkarte von Sängerbünden und Liedertafeln, und manche bescheidene Provinzstadt zählt deren zwei bis drei. Es ist kein Wunder, wenn manche Ausartungen dieses Männergesangfiebers nachgerade die Satyre herausfordern. Capellmeister in Kunz München, selbst Chordirector und Lieblingscomponist mehrerer Liedertafeln, hat kürzlich unter dem Titel: „eine Festschrift voll des ergötzlichsten Die Stiftung der Moosgau-Sänger-Genossenschaft Moosgrillia Humors geschrieben.

Vier kleine Orte aus dem „Dauchauer Moos“: Ludwigsfeld Karlsfeld, Moosach und Feldmoching tagen mit Ernst und Gründlichkeit über die Errichtung einer Sängergenossenschaft, welche Moosgrillia heißen soll. Zuvörderst pflegt man eine kurze Erhebung über Sängerzahl und etwa schon eingeübte Gesänge. Das Resultat fällt über Erwarten günstig aus. Moosach stellt einen Secund-Tenor, desgleichen Karlsfeld; Ludwigsfeld zwei Primbässe; Feldmoching nur passive Mitglieder, keine Stimmen. Die Anfänge des Repertoires erweisen sich als bedeutsam und zeitgemäß. Das „Schuhdrücken“ kennen sie Alle; der Secund-Tenor von Karlsfeld hat großen Respect vor den „schönsten Augen“, die ihn zu Grunde gerichtet, und der von Moosach, wenn er heiser ist, weiß im Falsett ausdrucksvoll die Melodie wiederzugeben: „Ich möchte sie wol küssen“. Nun wird sofort zur Wahl eines Vorortsgeschritten, und da jeder der vier Orte dies Ehre aus den gewichtigsten Gründen für sich anspricht, droht die junge Verbrüderung beinahe zu scheitern. Eine lange, beherzte Rede des Doctors aus Feldmochingerringt die erstrebte Oberherrschaft diesem Orte, der zwar gar keinen Sänger stellen kann, dafür aber ungleich Bedeutenderes: Intelligenz Repräsentation! Um doch eine kleine Rancüne an dem glücklichen Concurrenten zu üben, richtet Moosach sofort an Feldmoching die Interpellation: was denn im Männergesangthum die Hauptsache sei? Die Antwort, welche der „Moosgrillia“ eine glänzende Zukunft schuf, erfolgt ohne Zögern: „Wenn ein neuer Gesangverein sich bildet, so ist die Hauptsache: die Anschaffung einer Sängerfahne; sodann Feste, Feste — deren unendlich lange Reihe am natürlichsten mit dem Fest der Fahnenweihe beginnt. Vor Allem also: eine Fahne her! Im Besitz einer Fahne hat der Verein überhaupt etwas zum Hochhalten; im Besitz einer Fahne darf er an jedem deutschen Sängerfest theilnehmen, die deutsche Bruderhand drücken und drücken lassen, den deutschen Bruderkuß tauschen vom Belt bis zur Adria, von der Memel bis zum Rhein, kurz von allen erdenklichen geographischen Linien, die sich nur kreuz und quer über Deutsch-

landziehen lassen, soweit die deutsche Zunge reicht!“ Nun schreitet die neue Sängergenossenschaft, welche vorderhand nur vier Stück Mittelstimmen und weder ersten Tenor noch zweiten Baß besitzt, mit Feuereifer an die Debatte über Farbe, Größe, Form und Zeichnung der Fahne, über Sängerszeichen, Symbol, Wahlspruch, Genossenschaftssiegel, Tragband und Fahnenträger. Wir können diese classische Verhandlung, die sich jedesmal neu belebt, wenn ein frisches Faß Bier herangerollt kommt, hier leider nicht weiter verfolgen. Der witzige Autor hat wirklich nichts vergessen, was nur möglicherweise bei einer solchen Fahnendebatte ausgeheckt werden kann. Eines ausgenommen: den Antrag, daß das Banner auch als Bahrverwendbar sein müsse. Dieser höchste Gipfel von Vertucheinspoesie ist erst in der allerjüngsten Zeit erreicht worden, und zwar — nicht in . Feldmoching